

Cora Stephan

Über
alle Gräben
hinweg

Roman einer Freundschaft

Kiepenheuer & Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich
der *Verlag Kiepenheuer & Witsch* zu einer
nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen,
der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören
zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen
wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein,
die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation
des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



1. Auflage 2023

© 2023, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln

Covermotiv: © SSPL/ UIG/Bridgeman Images

Gesetzt aus der Garamond Premier

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-00047-4

Erstes Buch

Benita

I

Königsdorff-Jastrzemb

Buchhaltung war alles andere als langweilig, fand Benita von Lanzdorf, die in der Arztpraxis ihrer Eltern über den Büchern saß. Sie mochte es, wenn die Bilanzen stimmten, Ordnung war beruhigend. Beunruhigend war höchstens, dass die Stimme ihrer Mutter aus dem Nebenraum in den letzten Minuten immer lauter geworden war, was ihre Konzentration beeinträchtigte.

»Was soll ich denn unter all den Herrschaften? Wir gehören nicht dazu!« Ihre Eltern stritten sich, das kam selten vor. Sie hörte ihren Vater irgendetwas murmeln, doch ihre Mutter übertönte ihn. »Da trifft sich die große Welt. Das ist nicht die unsere.«

Unsinn, dachte Benita. Alle Herrschaften aus der großen Welt kamen irgendwann in ihre Praxis, sei es, dass Mylady vom Pferd gefallen oder Hochwohlgeboren betrunken gestürzt war. Sie hatte keine Angst vor großen Namen, schon als kleines Mädchen war sie der Liebling aller Patienten von Rang und Stand gewesen, die im Vorzimmer auf den Herrn Doktor warteten und sich von der lieben Kleinen gern ablenken ließen. Prinzen und Minister hatten ihr die Weltlage erklärt, als sie älter geworden war. Sie waren auch nur Menschen.

»Was, wenn der Kaiser da ist? Oder der britische König? Oder die Königin von Rumänien?« Die Stimme ihrer Mutter hatte jetzt einen leicht schrillen Klang.

Darum ging es also. Heute morgen war ein Brief gekommen, von Prinzessin Daisy. Offenbar die Einladung zu einem ihrer Feste auf Schloss Pless. Benitas Herz schlug ein wenig schneller.

Ihr Vater sprach, langsam, aber immer noch so leise, dass Benita nur Bruchstücke verstand. Eine Ehre. Reverenz erweisen. Sich durchringen.

»Wir werden da nur wie die Ölgötzen herumstehen, niemand wird uns ansprechen, wir machen uns lächerlich!« Ihre Mutter gab nicht nach. »Wer möchte schon seinem Arzt auf einem großen Empfang begegnen? Der ihn in Unterhosen gesehen hat und alles Ungehörige von ihm weiß?«

Benita hörte ihren Vater lachen.

»Ist doch wahr!« Ihre Mutter klang schon nicht mehr ganz so aufgebracht.

»Ich glaube, dass die Prinzessin uns wegen Benita eingeladen hat. Sie ist jetzt in einem Alter, in dem andere Frauen bereits ihren eigenen Hausstand führen.«

Ach, Vater! Benita verzog das Gesicht. Als ob sie mit gerade mal zwanzig Jahren bereits eine alte Jungfrau wäre. Sie hatte noch nicht die geringste Lust auf einen eigenen Hausstand. Zum Fest auf Schloss Pless aber würde sie nur zu gern gehen. Buchhaltung und die Unterhaltung kranker Patienten, wie illustert auch immer, in der Arztpraxis eines beschaulichen Kurorts wie Königsdorff-Jastrzemb waren nicht alles im Leben.

Ihre Mutter schwieg. »Aber wir haben nichts Passendes anzuziehen«, kam es endlich. Beinahe kleinlaut. Benita lächelte in sich hinein. So wie sie ihre Mutter kannte, war das die Kapitulation.

Minuten später stand Caroline von Lanzdorf in der Tür zu Benitas Zimmer, die Wangen leicht gerötet, wie immer, wenn

sie sich aufgeregt hatte. »Wir gehen morgen zur Schneiderin«, sagte sie in einem Ton, der es nicht geraten sein ließ, »Warum?« zu fragen.

Ihre Mutter stand auf einem Hocker, damit die Schneiderin den Saum des bodenlangen Kleides leichter abstecken konnte. Benita hielt sich abseits, dort, wo die Stoffballen lagen. Außer schlichtem blauem Kattun und weichem Wollstoff gab es eine Rolle mit nilgrüner Foulardseide, einen dicken Ballen roter Samt, ein wenig Tüll und Batist. Jeder Stoff fühlte sich anders an. Zu jedem konnte sie sich ein passendes Kleid oder Kostüm vorstellen.

Sie hörte nur mit halbem Ohr, was das ältliche Fräulein namens Malwine erzählte, das wie ein Wasserfall redete, trotz einer Batterie von Stecknadeln zwischen den Zähnen. Es ging um Prinzessin Daisys Mann, Hans Heinrich Fürst von Pless, der reichste Mann Schlesiens.

»Schloss Fürstenstein ist schon jetzt gigantisch, und jetzt soll es die größte Anlage weit und breit werden? Der Mann leidet unter Größenwahn. Und woher kommt sein Geld? Von der Ausbeutung der Arbeiter«, knurrte Malwine.

»Winchen!« Benitas Mutter versuchte, tadelnd zu klingen, aber Benita bemerkte das Zucken um ihre Mundwinkel.

»Ist doch wahr. Tausende schufteten sich in den Kohlegruben des Fürsten zu Tode, nur damit seine Engländerin üppige Feste mit ihren ausländischen Freunden feiern kann.«

Schloss Pless war doch viel kleiner und intimer als Fürstenstein. Und Prinzessin Daisy ... Benita wollte sich einmischen, aber ihre Mutter winkte ab.

»Und wieso überhaupt Daisy?« Die Schneiderin ließ sich nicht beirren. »Sie heißt Maria Theresa.«

Maria Theresa Cornwallis-West aus Wales. Benita kannte ihre Geschichte. Prinzessin Daisy stammte aus britischem Landadel, bei ihrer Einführung in die Gesellschaft war sie im Buckingham-Palast der Queen Victoria vorgestellt worden. Eine Schönheit, die mit achtzehn Jahren den zwölf Jahre älteren Fürsten geheiratet hatte. Es hieß, sie sei ohne einen Penny in die Ehe gegangen, was dem reichsten Mann Schlesiens egal gewesen sein dürfte.

Es gab ein Foto von der Traumphochzeit in London, die Braut hatte ein Brautkleid aus elfenbeinfarbener Seide getragen, tief ausgeschnitten, mit Seidenblumen am Dekolleté und einen von der Fürstenkrone gehaltenen Brautschleier. Mit Prinzessin Daisy war die große Welt nach Schlesien gekommen.

»Sie spricht noch immer nicht Deutsch. Obwohl sie seit ewigen Zeiten hier lebt. Ist wohl zu vornehm dafür.« Winchen hatte die letzte Stecknadel in den Saum von Mutters Kleid gesteckt. »Sie mag Deutschland nicht. Was will sie dann hier?«

Benitas Mutter war zierlicher als ihre Tochter, mit einer beneidenswert schmalen Taille, und das Grün der weich fließenden Robe betonte ihre Augen. Im Vergleich zu ihr kam Benita sich manchmal wie ein derbes Bauernmädchel vor. »Ganz ihr Vater«, pflegten Freunde der Eltern zu sagen, was Benita nicht gerade als Kompliment empfand. Aber es stimmte schon: Sie war zwar nicht ganz so groß wie er, doch sie hatte seine dunkelblonden Haare.

»Keine Spitze im Ausschnitt, bitte, Winchen«, sagte ihre Mutter. »Wir wollen nicht protzen. Wir sind bescheiden.«

Ja, das sind wir, dachte Benita. Sie kannte die Bilanzen. Vater war mit Leidenschaft Arzt, davon wurde man nicht reich.

Ihm hatte man keine Schlösser und Ländereien in die Wiege gelegt.

»Und dauernd reist sie nach England. Natürlich musste das zweite Kind in London geboren werden. Als ob wir hier keine guten Ärzte hätten.«

Benitas Mutter war vom Hocker gestiegen. »Malwine, du bist ungerecht«, sagte sie. »Sie fühlt sich allein. Wie soll sie denn Deutsch lernen, wenn sie Stunde um Stunde von irgendwelchen Aufpassern umgeben ist? Das ist doch kein normales Leben für eine erwachsene Frau.«

Benita erinnerte sich an den Besuch der Prinzessin in der Arztpraxis ihres Vaters. Sie hatte im Büro Rechnungen geschrieben und die Besucherin in Empfang genommen, doch zuerst nicht erkannt. Daisy war allein gekommen, irgendwie musste sie es geschafft haben, ihrem üblichen Tross zu entfliehen. Blass war sie gewesen, verschüchtert, vielleicht ein wenig verstört. Eine kleine, zierliche Person – noch schmaler als Benitas Mutter. Benita hatte für ihren angedeuteten Knicks ein dankbares Lächeln bekommen, dann war die Prinzessin im Arztzimmer verschwunden. Als ein Jahr später Daisys zweiter Sohn Alexander geboren wurde, hatten die Eltern darauf angestoßen. »Manchmal hilft einfach nur ein guter Rat«, hatte ihr Vater gesagt und seine Frau angelächelt. Auch in Schlesien gibt es gute Ärzte, dachte Benita.

Caroline von Lanzdorf schälte sich aus dem neuen Kleid. »Seit dem Tod ihres Schwiegervaters ist Daisy regierende Fürstin von Pless. Das ist jetzt drei Jahre her. Sie ist längst im wirklichen Leben angekommen.«

»Wenn Sie meinen, gnädige Frau«, sagte Malwine in einem Ton, der erkennen ließ, dass sie das gänzlich anders sah.

»Woher beziehst du überhaupt deinen ganzen Klatsch und Tratsch, Winchen?«

Die Schneiderin hatte das Kleid der Mutter wieder auf den Bügel gehängt und hielt jetzt ein zartes hellblaues Etwas in der Hand.

»Ich kenne jemanden, der sie kennt, ganz einfach.«

»Ach so – Dienstbotengeschwätz! Darauf geben wir nichts«, antwortete ihre Mutter, stieg vom Schemel und gab Benita einen sanften Schubs. Jetzt war sie dran. Sie fürchtete sich ein wenig vor Malwines spitzen Bemerkungen und ihren kalten Händen, aber die Schneiderin musste nur hier ein wenig zupfen und dort etwas ziehen – das Kleid aus hellblauer bestickter Seide mit einem engen Gürtel passte wie angegossen.

»Ich denke, wir müssen uns vor den anderen nicht schämen«, sagte ihre Mutter.

II

Schloss Pless

Die Farben. Das Licht. Benita war fast ein wenig überwältigt vom Funkeln der Kronleuchter, vom Grün und Rot der Tapeten und dem warmen Braun der Holztafelung, vom siena-farbenen Marmor über dem Kamin und der Rosentapete dahinter, vom Sahneweiß der Freitreppe und dem matten Grau und Blau des Gobelins über dem Treppenabsatz. Vom Klangteppich, der sie umhüllte, aus Frauenlachen, Männerbass und dem hellen Klirren der Gläser auf den Tablett, die

livrierte Bedienstete vorbeitragen. Von der warmen Wolke aus Schweiß und Parfüm und dem Duft üppiger Blumenbouquets. Die Gesichter vor ihr und neben ihr verschwammen, manchmal tauchten daraus rot geschminkte Münder auf oder fein gewirbelte schwarze Schnurrbärte. Das eine oder andere Gesicht kam ihr vertraut vor, doch niemand musterte sie, ob er sie womöglich kannte. Wer erwartete schon die Tochter des Kurarztes ausgerechnet hier? Im Grunde war sie froh darüber.

Ihre Mutter hatte sie untergehakt und schob sie durch die Gästemenge, sehr zielstrebig. Dabei hatte Caroline von Lanzdorf sich doch so geziert, bevor sie die Einladung angenommen hatten!

»Ist der Kaiser da?«, flüsterte Benita. Er war oft hier, das war bekannt, in Pless oder in Promnitz, einem Jagdschloßchen gleich um die Ecke. Wenn Prinzessin Daisy einlud, trafen sich hier Europas gekrönte Häupter und die Mächtigen der Welt. Geld für so viel Gastfreundschaft gab es mehr als genug. Schloss Pless mochte nicht so groß sein wie Schloss Fürstenstein, aber Benita fühlte sich plötzlich eingeschüchtert, ganz gegen ihren Willen. Nein, sie gehörten nicht hierhin, Mutter hatte recht. Benita merkte, wie ihr die Brust eng wurde.

In diesem Moment schwebte Prinzessin Daisy auf sie zu, die Arme weit geöffnet, als ob sie Mutter und Tochter umschlingen wollte.

»Wie wunderbar, dass Sie gekommen sind«, sagte Daisy mit ihrem putzigen Akzent. Benita lächelte, sagte »Hoheit« und wollte einen Hofknicks machen, aber die Prinzessin nahm sie an beiden Händen, zog sie an sich, musterte sie und nickte schließlich, bevor sie sich Caroline von Lanzdorf zuwandte.

Benitas Französisch war besser als ihr Englisch, doch in einem Kurort, der Besucher aus aller Welt anzog, lernte man früh, sich zu verständigen. Ihre Mutter wechselte übergangslos ins Englische, was Daisy mit einem Lächeln quittierte. »Ich erinnere mich so gern an Sie!«

Caroline neigte den Kopf. »Das ehrt mich.«

Mittlerweile war auch Maximilian von Lanzdorf bei ihnen angelangt. Daisy streckte ihm die Hand hin und hauchte: »Ohne Sie wäre ich tot.«

Benita beobachtete erstaunt, dass ihr Vater, der sich doch sonst durch kaum etwas beeindrucken ließ, zu erröten schien. Wie gut er aussah in seinem Frack! Weit besser als viele der Männer, deren mit bunten Orden behängte Uniformjacken über dem Bauch spannten. Ihr wurde ganz warm vor Zuneigung.

Eine zarte Hand legte sich auf Benitas Arm. Daisy hatte sich ihr mit Verschwörerminne zugeneigt, Benita roch Puder und Parfüm, und die blauen Augen der Prinzessin waren plötzlich ganz nah. Strahlend kornblumenblaue Augen.

»Sie müssen einen guten Bekannten von mir kennenlernen, er ist mit jemandem befreundet, mit dem ich über mehrere Ecken verwandt bin, kaum zu glauben, aber wahr.«

Die Menschenmenge wich vor Daisy zur Seite, als ob sie Moses wäre, vor dem sich das Rote Meer teilt. Benita nickte hierhin und dorthin, vorsichtshalber, obwohl sie niemanden erkannte, und sie vergaß jedes Gesicht und jeden Namen, kaum dass sie ein paar Schritte weitergegangen waren. Der Tross um die Prinzessin schob sie voran. Daisy von Pless grüßte nach rechts und links, blieb hier stehen, sagte dort ein paar Worte, das Bad in der Menge schien ihr zu gefallen. Benita versuchte, an ihrer Seite zu bleiben, doch irgendwann

war ihr Daisys Arm entglitten, und sie verlor die Eltern und die Prinzessin aus den Augen.

Sie blieb stehen, wusste nicht, wohin, ließ die anderen Gäste an sich vorbeiströmen, hörte hier und da ein Wort, verstand nichts. Endlich kam die Prinzessin zurück, gefolgt von Benitas Eltern, und nahm sie lächelnd bei der Hand. »Liebes Kind, wir sind Ihnen davongelaufen! Und haben dabei den Mann verpasst, den Sie unbedingt kennenlernen müssen!«

Der Mann, den sie meinte, hielt ein leeres Glas in der Hand und stand ein wenig abseits, unter einem mächtigen Hirschgeweih.

»Hoheit«, murmelte er, als er wahrgenommen hatte, wer da vor ihm stand.

»Ludwig!«, rief Daisy. »Ich will Ihnen liebe Menschen vorstellen, die mir sehr geholfen haben, als ich einmal Hilfe brauchte. Maximilian und Caroline von Lanzdorf und ihre entzückende Tochter Benita!« Daisy intonierte »entzückend« mit einem Überschwang, der Benita ein wenig peinlich war. »Benita, das ist Baron Ludwig von Sedlitz! Er wohnt auf Rittergut Mondsee bei Wohlau, leider viel zu weit weg von uns!«

»Meine Verehrung, gnädiges Fräulein«, murmelte der Baron und beugte sich über Benitas Hand. »Erschrecken Sie nicht, die Fürstin neigt zu Überfällen, ich bin ganz harmlos!«

Benita musterte ihn. Harmlos war nicht das passende Wort, dafür sah er zu gut aus: groß, schlank, mit vollem dunklem Haar und einem etwas melancholischen Lächeln. Und den sollte sie unbedingt kennenlernen? Warum nicht?

»Ein Überfall, sagen Sie? Ist das nicht eher die Spezialität von Leuten, die auf einem Rittergut hausen?«

Er lachte. »Das stimmt. Wir rauben edle Fräulein und erpressen dafür Lösegeld. Ein gewinnbringendes Geschäft.«

»Das freut mich für Sie. Ich hoffe, Sie rauben nur edle Damen, bei denen es sich lohnt.«

Er neigte den Kopf. »Nun, Schönheit ist natürlich auch etwas wert.«

»Und ebenso lukrativ?«

»Nun ...« Er räusperte sich. »Ist nicht die Schönheit allem Gold der Welt vorzuziehen?«

»Vielleicht. Solange die Bilanzen stimmen. Ich Sorge für die Buchführung in der Praxis meines Vaters.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Das kann ich nicht von der Hand weisen. Rechnen müssen wir auch auf Mondsee, manchmal sogar mit dem Schlimmsten.«

Der Mann gefiel Benita. Wenn Daisy sie hatte verkuppeln wollen, hatte sie jedenfalls keinen schlechten Geschmack bewiesen. Dass sich erst die Prinzessin zurückzog und irgendwann auch ihre Eltern weitergingen, nahm sie nicht mehr wahr.

»Vielleicht sollte auch ich einmal zur Kur kommen, verehrtes Fräulein von Lanzdorf«, sagte er irgendwann, nachdem sie ihm von den Aufgaben eines Kurarztes erzählt hatte.

»Aber gewiss doch, Herr von Sedlitz«, antwortete sie. »Unsere Sole ist reich an Jod, Brom und Kohlensäure. Wir heilen Sie von Skrofulose, Gicht und Rachitis. Welche Krankheit ist Ihnen die liebste?«

»Hilft Ihr magisches Wasser auch gegen Melancholie?«

Sie musterte ihn. »Wir haben eine Kirche. Und sonntags gibt es Konzerte.«

Er winkte einem Livrierten mit Tablett und ließ sich zwei

Gläser Champagner reichen. Benita nahm das Glas entgegen, ein wenig verlegen. Etwas bedrückte den Mann.

»Jetzt sind Sie dran«, sagte sie schnell. »Erzählen Sie mir von Mondsee. Das ist ein schöner Name.«

Er lächelte. »Ja. Und manchmal spiegelt er sich tatsächlich im Teich, der Mond.« Sie standen noch immer in der Ecke, unter dem Hirschgeweih, und ließen die Gäste vorbeipromenieren. »Mit Schloss Pless kann mein Gut allerdings nicht mithalten.«

»Da haben Sie aber Glück«, entgegnete Benita. »Bedenken Sie die Unterhaltungskosten.«

»Wie recht Sie haben! Mondsee war einst nicht viel mehr als eine Burg auf einem Hügel, umgeben von einem Wallgraben. Von der Burg ist nicht mehr viel übrig, doch ein gemauerter Streitturm ist noch erhalten, der spielt in unserer Geschichte eine besondere Rolle.«

Benita hatte, ohne darauf zu achten, ihr Glas geleert und spürte, wie der Leichtsinn in ihr hochstieg. »Hat einst Rapunzel auf den Burgzinnen gestanden und ihr Haar herabgelassen?«, fragte sie.

»Leider nein.« Jetzt grinste er wie ein Schuljunge. »Die wirkliche Geschichte ist nur beinahe so schön. Der Wehrturm hat uns gegen die Tataren geschützt.« Er sah ihr in die Augen. »Wir waren nie reich, aber wir haben es verstanden, auch mit dem, was wir nicht hatten, zu protzen.«

Benita schaute ihn an. Seine Augen waren braun, ein helles, warmes Braun. Über die linke Augenbraue zog sich eine feine weiße Narbe.

»Als 1431 die Hussiten anrückten, schlachteten die Burgbewohner ihre letzten Hühner und warfen sie gebraten über die Brüstung, damit die ausgehungerten Männer da draußen

glaubten, in der Burg gäbe es so große Vorräte, dass die Belagerung noch ewig dauern konnte. Das hat sie wohl überzeugt, sie zogen ab.«

»Mehr scheinen als sein«, kommentierte Benita. »Eine altehrwürdige Strategie.«

»Ja.« Er lächelte sie an. »Aber umgekehrt ist es mir lieber.« Sie sahen einander an. Er wandte als Erster den Blick ab.

»Mondsee hat eine eigene Elektrizitätsversorgung«, sagte er nach einer Weile. »Und wir haben Karpfen im Hofteich.«

Das war eine bemerkenswerte Brautwerbung, dachte sie später oft. Und daran, was sie sich gewünscht hatte, als sie im Mai den Kometen Halley über den Himmel hatte ziehen sehen. Manche glaubten, dass der Komet Unheil brachte. Sie nicht. Er war ein Glücksbringer.

Bereits einen Monat später traf Benita den Baron wieder, bei einem Empfang auf Schloss Pless aus Anlass eines Besuchs des Kaisers. Daisy war schwanger, das war nicht zu übersehen, doch sie wirkte leicht und beschwingt wie eine Flaumfeder.

Zu ihrer großen Verlegenheit bestand die Prinzessin darauf, sie dem Kaiser vorzustellen. Wilhelm II. nahm Benitas Hand, blickte ihr tief in die Augen und sagte: »Ich wünsche dir alles Glück der Welt, mein liebes Kind.« Sie nahm auch das als gutes Zeichen.

An diesem Abend sprachen Ludwig und Benita wenig. Sie tanzten unter einem Himmel mit Engeln und Putten, dem Gemälde auf der Decke über ihnen.

Ludwig besuchte sie bald darauf in Königsdorff, zur Kur, wie er sagte, und damit meinte er ihre Gesellschaft, wie er Benita am nächsten Tag gestand. Plötzlich war die Leichtigkeit zwischen ihnen verschwunden.